



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

C.: Baiersche Politik.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Baiersche Politik.

Als im April 1848 für den deutschen Reichstag gewählt werden sollte, rief der Baierkönig Max seinen Baiern zu: „Vergesst auch nicht, daß wir Baiern sind. Ueber tausend Jahre zählt unsere Geschichte. Baiern wollen wir sein und bleiben.“ Am 7. November 1849 hat der bairische Minister Herr v. d. Pfordten, nachdem er acht Monate hindurch für das Zustandekommen des deutschen Bundesstaates in bairischer Weise gewirkt, in der Kammer der Abgeordneten gezeigt, wie die Idee eines solchen Bundesstaates ein Hirngespinnst sei, wie das Ziel der bairischen Politik ganz allein die Ausbildung der vollen monarchischen Souveränität Baierns sein dürfe. Das sagte er am Schlusse seiner Rede über die deutsche Frage. Die Kammer aber gab ihm das verlangte Vertrauensvotum, billigte sein bisheriges Verfahren in der deutschen Sache. Die Baiern haben demnach der Ermahnung ihres Königs insofern Folge geleistet, als sie geblieben sind, was sie gewesen, seitdem es eine deutsche Geschichte gibt, nämlich Baiern.

Was wir aber nicht vergessen dürfen, das ist derjenige Theil der bairischen Dinge, welcher auf der Grenzscheide liegt zwischen Geschichte und Gegenwart. In der Politik ist bekanntlich Nichts gefährlicher als Selbsttäuschung oder, wie solche bei uns Deutschen am allergewöhnlichsten sich darzustellen pflegt, als das Hoffen ins Blaue hinein.

Berfolgen wir die bairischen Dinge während des eben gedachten Zeitraumes und die Schritte der bairischen Regierung in der deutschen Sache, um das Facit zu ziehen, so lautet dieses nicht anders als so: Nicht die Größe und die Macht Deutschlands, sondern die Vergrößerung Baierns, nicht die Einheit Deutschlands, sondern die Vereinigung Deutschlands unter die bairische Hegemonie, das ist es, was Baiern erstrebt.

Man erinnert sich noch, daß im März 1848 die deutsche Einheit plötzlich umschlug in die Kundgebung des bittersten Hasses der süddeutschen Kleinstaaten gegen Preußen: inmitten des allgemeinen Handelns im Westen und im Osten empfanden dieselben lebhafter als je ihre Unbedeutsamkeit, ihre Unfähigkeit, für sich allein Etwas in der Welt zu thun; und da sie es nicht über sich gewinnen konnten, an dem bereits vorhandenen festen Fundamente fortzubauen zu helfen, übten sie gegen dasselbe ihre Kraft, d. h. ihren Reid. So blieben diese Kleinstaaten was sie waren, d. h. Staatenschutz oder Staatenembryos. Nirgends aber war der Preußenhaß, also das Widerstreben — das wissenschaftliche oder unwissenschaftliche — gegen den deutschen Staat, nirgends war der Preußenhaß grimmiger als in Baiern, das doch Preußen so unendlich viel und noch weit mehr sogar als Frankreich zu

danke hat; nirgends ferner wurde dieser Haß von den Einen so zur Schau getragen, von den Andern mit so feiner Berechnung genährt und unterhalten als in Baiern, das sich komischer Weise als einen Nebenbuhler Preußens betrachtet, wie es sich vor hundert Jahren als einen Nebenbuhler Oestreichs betrachtet hat. Dieser Preußenhaß nahm nur für eine Zeit lang das Schiboletz Friedrich Wilhelm IV. an: Monate waren bereits verflossen, nachdem dieser sich unterfangen, den Platz einzunehmen oder einnehmen zu wollen, der ihm von Gottes und Rechts wegen (wenn auch allerdings weder nach dem gewöhnlich sogenannten historischen Rechte, noch nach dem römischen des Herrn Professor v. d. Pfordten) zukäme; nachdem man in München, nach vorhergegangener Bekanntmachung in den Zeitungen — also mindestens mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung — sein Bildniß öffentlich verbrannt hatte; man war längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß der preußische König nur in einem Augenblicke des freudigen Rausches, in dem Zustande der Ueberschwenglichkeit, in den gerade die Besten dazumal am tiefsten sich versenkt hatten, daß er nur in einem solchen Augenblicke sich an die Spitze der Nation gestellt habe: und noch war der Preußenhaß, d. h. die deutschfeindliche Gesinnung, in Baiern derselbe, der er in den Märztagen gewesen; noch heutigen Tages sind Ultramontane und Absolutisten auf Einem Felde mit den Atheisten in Staat und Kirche, wenn es die Darlegung jenes widerwärtigen Hasses gilt.

Man erinnert sich aber auch, wie zu derselben Zeit, als man in Baiern offiziell zuerst die Hände faltete, um zu beten: „Herr, ich danke dir, daß du uns nicht gemacht hast wie diese, sondern zu Baiern, denen du noch neuerdings den König Max geschenkt,“ man erinnert sich noch, wie zu derselben Zeit in den bairischen Blättern die Rede war von einem südost-, südwest- und norddeutschen Staatencomplex, deren natürliche Häupter Oestreich, Baiern und Preußen seien, wie ja Baiern, trotz seines geringen Umfanges, an Macht Preußen die Wage zu halten vermöge u. dergl. m., man erinnert sich noch daran, und der Kundige hat damals ohne Mühe das Metier derer erkannt, welche jenen Artikeln die Entstehung gegeben, so wie derer, welche Vaterstelle bei ihnen vertraten oder bei ihnen Bevatter standen, obgleich die Namen etwas unleserlich geschrieben waren.

Ungleich wichtiger aber noch, weil ungleich mehr geeignet, Aufschluß zu geben über Baierns Absichten, ist der bairische Verfassungsentwurf, welcher ganz kurz nach dem Erscheinen des Entwurfes der Siebenzehn „von Baiern“ — es ist nicht gesagt: wem — „vorgelegt“ wurde. Ein Vergleich dieses Entwurfes mit dem der Siebenzehn einerseits und mit den neuerdings von Baiern an Preußen gestellten Forderungen in Bezug auf den preußischen Entwurf andererseits ist sehr belehrend; ich kann hier natürlich nur einige Andeutungen geben. Der Entwurf der Siebenzehn ist seinem Hauptinhalte nach bekannt, er bildet das Wesentliche in dem Codex, welchen nachmals die „verfassunggebende“ Nationalversammlung

lieferungsweise edirt hat. Der bairische „Entwurf von Grundzügen“ wollte einen Reichstag, zusammengesetzt aus den Bevollmächtigten der Einzelstaaten, die an die Instruktionen ihrer Regierungen gebunden seien und deren Beschlußfassung und Abstimmung durch Vereinbarung der Einzelregierungen geordnet werde; an der Spitze des Reichstages, also als wirkliche Centralregierung im Gegensatz zu der scheinbaren des Reichstages, ein Directorium, „bestehend aus den Regierungen der drei größeren Staaten Deutschlands.“ Dagegen wurden die Grundrechte fast unverändert aus dem Entwürfe der Siebenzehn herübergenommen, es wurde also gewährt: Freizügigkeit, allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht, Aufhebung aller Binnengrenzzölle u. s. w. Heute stemmt sich Baiern gegen den Wegfall der Binnengrenzzölle, gegen Freizügigkeit, gegen Aufhebung der Familiensideicommissionen und gegen eine Reihe anderer freisinniger Artikel des preussischen Entwurfes mit nicht minderer Macht als gegen die preussische Vorstandschaft im Bundesstaate.

Ein Hauptgrund aber, den Baiern geltend macht gegen die Gründung des deutschen Bundesstaates, zu welchem Preußen jetzt die Hand bietet, ist der Ausschluß Oestreichs. Daß mit Oestreich ein deutscher Bundesstaat nicht gegründet werden kann, das wissen wir, und lächerlich würde sich der machen, der heute noch Beweise hiefür bringen wollte. Dazu war vor einem Jahre allenfalls noch Zeit, heute nicht mehr. Es ist heute nicht mehr erlaubt, von der „Schwierigkeit der Lösung der östreichischen Frage“ zu reden, weil das gar keine Frage mehr sein kann; es ist nicht mehr erlaubt, von den Schwierigkeiten einer Reise nach dem Monde zu reden, seitdem das Gravitationsgesetz erkannt ist. Mit Oestreich den deutschen Staat gründen wollen, heißt eben nichts Anderes, als der Gründung des deutschen Staates sich widersetzen, die Absicht aussprechen, ihn durch einen Hofuspokus hinweg zu escamotiren oder ihn zu ersetzen durch das alte Reich, durch den alten Bund. — Allein die Staatsmänner, d. h. die gelehrten Politiker in Baiern, Württemberg, Hannover, Sachsen, wissen sie dies denn nicht so gut wie wir? Gewiß wissen sie es, und eben weil sie es wissen, rufen sie Oestreich, Oestreich! In Bezug auf Baiern, mit dem wir es vor der Hand allein zu thun haben, können wir diesen Vernunftschluß durch eine Thatsache erläutern. Im December des vorigen Jahres ließ der bairische Hof durch den Prinzen Karl in Potsdam anbieten, Oestreich aus dem deutschen Bunde wegzulassen, wogegen Preußen das Projekt der Dreiheit, an deren Spitze die Großmächte Preußen und (risum teneatis) Baiern stehen sollten, genehmigen möge. Als aber Preußen hierauf sich nicht einlassen wollte, wurde der Freiherr v. Glosen nach Olmütz gesandt, um für die Dreiheit mit Oestreich zu wirken. Seitdem erklärt Baiern Einheit durch „Ganzheit,“ seitdem ist ein Verräther, wer von einem „Ausschlusse Oestreichs von Deutschland“ redet. Denen, die sich auf die Sprache der Diplomatie ein wenig verstehen, hat übrigens Herr v. d. Pfordten bereits vor einem halben Jahre gesagt, was Baiern eigentlich will. In der Sitzung der Abgeordneten vom

4. Juni ließ er sich also vernehmen: „Warum gerade Baiern mit so großer Consequenz darauf beharrt, daß Oestreich der Eintritt in Deutschland offen gehalten werde? Als dritter Staat Deutschlands ist Baiern berufen, zwischen den Interessen der beiden großen Staatskörper zu vermitteln.“ Ja wohl, ja wohl, Herr v. d. Pfordten! Er war damals noch nicht ganz festgefottener Diplomat, er hatte noch etwas von der Natürlichkeit, die er sich in Leipzig als Rector magnificus zugelegt.

Das also ist uns klar, Baiern will nicht, daß ein deutscher Bundesstaat zu Stande komme. Seit dem Beginn der deutschen Bewegung hat die bairische Regierung fast unausgesetzt die deutsche Einheit im Munde geführt, während sie fortwährend Ränke gegen dieselbe schmiedete. Als wir noch in's Blaue hinein nach „Einheit“ riefen, ohne uns selbst zu verstehen, da sagte Baiern: „Ja, wir wollen die deutsche Einheit, aber vergessen wir nicht, Baiern zu sein, Baiern wollen wir sein und bleiben;“ als wir aber aus dem angenehmen Rausche erwacht waren und die phantastische Einheit übersetzten durch „nationalen deutschen Staat,“ da fing Baiern an „Einheit“ zu rufen, Einheit, Ganzheit, kein Deutschland ohne Oestreich, kein Kleindeutschland“ u. s. f. Wie schlau!

Nachdem die bairische Regierung nicht mehr im Stande war, sich ihren Platz in der deutschen Frage „offen“ zu erhalten, hat sie sich ihr geradezu feindlich entgegengestellt. Aber was ist es denn endlich, das Baiern will? wenn der Bundesstaat dennoch zu Stande kommt — und mehr als jemals sind wir gegenwärtig berechtigt, solcher Hoffnung Raum zu geben — was will Baiern dann? Baiern will selbstständig, d. h. völlig souverän sein und die Hegemonie mindestens über Südwestdeutschland haben. Es wäre ein Kampf gegen Windmühlen, das Widersinnige solcher Strebens oder solcher Pläne widerlegen zu wollen: Diejenigen, welche daran glauben, würden ebensowenig durch bloße Vernunftgründe überführt werden, als Leute, welche die mathematischen Grundsätze nicht anerkennen, von der Wahrheit derselben überzeugt werden würden. Der gemeine Mann in Baiern glaubt nun einmal an jenen Widersinn, und Herr v. d. Pfordten, der getreue Diener seines Herrn, welcher Herr ganz kurz nach seinem Regierungsantritte die Devise: „Ich lasse mich nicht mediatisiren“ sich gewählt hat, Herr v. d. Pfordten thut wohlweislich, als ob er daran glaubte. Herr v. d. Pfordten sagt ganz naiv in einer dem Verwaltungsrathe eingereichten Note: „Baiern bedarf des Schutzes nicht.“ Warum nicht gar! Herr v. d. Pfordten ist zwar nur ein gelehrter Professor der Pandekten und braucht als solcher nicht viel Geschichte zu verstehen: aber verdienen denn die Edicte des neurömischen Cäsaren nicht, denen der altrömischen, den Novellen, an die Seite gesetzt, als Anhang ihnen beigelegt zu werden? Und weiß dieser Baier nicht, was diese Edicte für Baiern zu bedeuten hatten? weiß er nicht, daß sie ein Ausfluß des französischen „Schutz“ waren? Und — man verzeihe diese kleine Abweichung von dem zu Anfang aus-

gesprochenen Vorsage — erinnert man sich denn nicht mehr in Baiern, was man dem Schutze Friedrichs des Großen zu danken hat? Es scheint nicht überflüssig zu sein, Baiern daran zu erinnern, daß dieser Gründer des preussischen Staates den bairischen gerettet hat; ihm hat Baiern zu danken, daß es nicht Böhmen oder Ungarn geworden. Wie? Baiern bedarf des Schutzes nicht? Allerdings ist ein volles Jahrhundert verflossen, seitdem jener traurige Mann den Kammerdienern Ludwigs XV. förmlich den Hof machte, damit sie für ihn ein gutes Wort sprechen möchten bei ihrem Herrn, dessen Schutzes und dessen Gönnerschaft er bedurfte — man weiß warum; allein was ist denn im Laufe dieses Jahrhunderts Ungeheures in Baiern geschehen, welche tiefe eingreifende Reformation oder Revolution hat denn dort in dieser Zeit stattgefunden, um dem Staate ein anderes Fundament zu geben, um ihn umzugestalten? „Baiern bedarf des Schutzes nicht,“ hat Brede auf dem Wiener Congresse gesagt, als Baiern soeben erst aus dem französischen „Schutze“ entlassen war, weil des Riesen Wucht gebrochen war durch deutsche Kraft; „Baiern bedarf des Schutzes nicht, sagt Herr v. d. Pfordten, wenige Monate, nachdem der pfälzische Aufstand, dessen Baiern nicht Herr zu werden sich getraute, unterdrückt worden war durch preussische Waffen, welche es angerufen. — Selbst das scheint Baiern vergessen zu haben, daß es dem französischen Schutze mindestens ein Drittel seines Gebietes zu danken habe. Doch vielleicht hat man dieses am wenigsten vergessen, vielleicht erinnert man sich nur bei passender Gelegenheit daran.

Nirgends als in diesem gegenwärtigen Falle gilt in so hohem Grade das Wort: „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns.“ Von einem völlig selbstständigen, für sich bestehenden Baiern kann nun einmal nicht die Rede sein; kein Mensch, der irgend etwas von Geschichte versteht, der nur einen ungefähren Begriff hat von den Verhältnissen des gegenwärtigen europäischen Staatensystems, keiner selbst, der nur einmal aus seinem engen Kreise herausgetreten ist auf den Markt, wird ein selbstständiges Baiern auf die Dauer für möglich halten — es sei denn, er wäre ein geborner Baier. Glaubt doch selbst die bairische Regierung nicht fest daran und hat niemals fest daran geglaubt, wie Frankreich und Oesterreich bezeugen können. — Noch weniger aber als ein selbstständiges Baiern läßt sich natürlich ein selbstständiges Württemberg, Hannover, Sachsen denken. Bei dem nächsten Kriege, den wir zu bestehen haben werden, können diese Staaten nicht neutral bleiben. Dann aber kann man nicht mehr fragen, ob deutsch, ob französisch, oder russisch oder türkisch, dann kann man nur noch sein Interesse befragen. Im Kriege hört die Bruderschaft auf, da denkt Jeder an sich selbst. Was in unserem Falle stattfinden wird, das wissen wir nicht, aber eben weil wir es nicht wissen, gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung, an den schlimmsten Fall zu denken, sich möglichst auf ihn vorzubereiten, oder doch wenigstens auf ihn gefaßt zu sein. Das Gemüth, das wir Deutschen nun einmal auch in die Politik

mit hinüber nehmen, sagt allerdings „Nein,“ aber was ist denn in dem letzten Menschenalter bei uns geschehen, das uns zwänge, in diesem Kampfe des Gemüthes und des Verstandes jenem Recht zu geben? Wie? Ich bin der Meinung, daß die deutschen Staaten, die heute noch gegen die Gründung des Bundesstaates Verwahrung einlegen, an solche Möglichkeiten bereits gedacht haben, über den dann zu fassenden Entschluß mit sich bereits im Reinen sind.

Was nun Baiern im Besondern betrifft, so haben wir auch hier nicht nöthig, uns mit dem zu begnügen, was aus der Geschichte und aus der Vernunft sich ergibt, es liegt auch hier eine sehr deutlich sprechende Thatsache vor uns. Im December des vorigen Jahres hat Baiern dem englischen Cabinette erklärt, daß es sich niemals einem erblichen Oberhaupte unterordnen werde, und hat sogleich Verwahrung eingelegt, im Falle die Nationalversammlung ein solches einsetzen sollte. Mehr konnte Baiern damals nicht thun. Sagt, wie viel Schritte sind von jener Verwahrung bis zu einer unmittelbaren Aufforderung der Einmischung in unsere deutschen Angelegenheiten?

Ich bin weit entfernt, Baiern an seine Pflichten gegen Deutschland und gegen sich selbst mahnen zu wollen; ich hatte umgekehrt die Absicht, zu zeigen, daß wir auf Baiern nicht warten dürfen, weil wir vergebens warten würden. Ich gestehe offen, daß ich es für ein Glück halte, daß Baiern „abgesagt“ hat, weil sonst höchst wahrscheinlich Preußen zu Zugeständnissen sich hätte verleiten lassen, deren ein einziges hinreichen würde, das Wesen des Bundesstaates zu zerstören.

Keine Concessionen mehr, kein Handeln mehr um die Abtretung „wohlerworbener Rechte!“ kein Feilschen und Dingen mehr um „zu leistende Bundespflichten!“

Einen andern Weg müssen wir gehen, um zur deutschen Einheit zu gelangen, d. h. zu dem deutschen Staate, an welchem der Genius unserer Nation sich der Welt darstelle, einen andern Weg müssen wir gehen, als derjenige war, welchen die Nationalversammlung gegangen ist. Nicht darnach haben wir zunächst zu trachten, den Bundesstaat möglichst groß, möglichst weit, sondern vielmehr darnach ihn möglichst dicht zu machen, den festen Kern zu schaffen, um den sich das große Deutschland krystallisire.

Acht und zwanzig Staaten haben sich mit Preußen verbündet; noch ist die Verbindung nur eine mechanische.

So lange Preußen noch vorhanden ist, so lange dürfen wir Deutsche noch hoffen; und so lange Preußen seine deutsche Politik nicht aufgibt, so lange dürfen wir mit Zuversicht die Erfüllung unserer Hoffnungen erwarten. Und sei

es auch, daß wir dieselben nur langsam sich erfüllen sehen, daß es unsern Kindern erst vergönnt sein sollte, den Bau zu vollenden, dem wir uns geweiht haben: unser Leben wird nicht verloren sein.

C.

Ein Portrait der Times.

Lange Zeit galt die Times für eine europäische Großmacht. Die Ehrfurcht des Philisters vor ihrem Riesenformat wurde auf ihren Inhalt übertragen; ihr Urtheil war eine Autorität, von der an keine höhere Instanz appellirt werden konnte. Seit wenigen Jahren ist dieses Ansehen des Londoner Blattes bedeutend im Abnehmen. Vor Allen wagt man es, die Times einer plumpen und sündhaften Inconsequenz anzuklagen. Dieser Vorwurf jedoch beruht auf einem Mißverständnis. Wenn die Times bald die Weisheit eines Washington, bald die Festigkeit eines Nikolaus in den Himmel hebt; wenn sie vor Tisch den engherzigen Preizegeist der Franzosen ausspießt, und nach Tisch den blutigen Bourbon von Neapel in Schutz nimmt; wenn sie den ritterlichen Vertheidiger des schwachen Dänemark gegen die brutale Uebermacht der Deutschen spielt und dem insolventen Griechenland am Zahlungstage mit Faustschlägen, Bomben und Auspflanzung droht: so sind dies kleine und nur scheinbare Widersprüche. Die Times leistet in diesem Kapitel Größeres, ohne sich selbst untreu zu werden. Sie überzählt die Kinder, Ferkel, Hammel, Kartoffelbushel und Geflügelkörbe, die das letzte Dampfschiff aus Irland brachte, und gurgelt dabei einen Fluch über das irische Bettlergewürm, das man nicht los würde, ehe man die grüne Insel auf eine Stunde unter Wasser setzte. Sie klopft auf einer Spalte der Göttin Harmonia herablassend auf die Schulter und versichert, daß die „hamburgische Flagge in allen Meeren mit Hochachtung gegrüßt werde,“ und auf der nächsten Spalte gießt sie den deutschen Landratten mit ihren Flottengelüsten eine kalte Lauge von Spott und Hohn über den Nacken. Sie wendet ihr Angesicht gegen Sonnenuntergang und beschwört den Bruder Jonathan mit gefalteten Händen und mit den schmelzendsten Tönen christlicher Liebe, sich ja nicht vom Eroberungssteinsel in Mexico und vom schönen Wammon in Californien fortreißen zu lassen; und darauf kehrt sie ihr Gesicht gegen Sonnenaufgang, schlägt die Augen zum Himmel auf, schraubt die Mundwinkel herunter und ruft mit frommer Duldermiene: Herr, dein Wille geschehe! Die Prüfung ist hart, aber wir fügen uns. Wir sind gezwungen, ein kleines Kaiserreich aus dem Leib Afiens zu schneiden und die ganze Portion Punjab auf unsern Teller zu legen. Möge es uns wohl bekommen. Amen!

Man braucht nicht, wie Manche thun, an den launenhaften Gott der Themse, den blassen, nebelerzeugten Spleen zu denken oder an das prometheische Leberleiden, mit welchem Aldermen und andere respectable Schildkrötenfreunde behaftet sind, um sich das lebenswürdige Aprilwetter auf dem Gesichte der Times zu erklären. Die Times ist nicht und kann nicht inconsequent sein. Ihre ganze Seele geht in einem einzigen Gedanken auf. Gleichviel, was sie sagt oder verschweigt: wenn sie jetzt mit ihrem own correspondent im Banat die Wasserwege nach der Küste studirt, wenn sie Rübenzucker gegen Colonialzucker abwägt, wenn sie über die schweren Sünden und hohen Tarife des Continents seufzt, wenn sie den Reichsverweiser hätschelt und die Dahlmanns hänsfelt, so will sie im Grunde damit nie etwas Anderes sagen als: Ruhe Britannia! Ein schönes Lied, ein stolzes Lied. Alle